

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Sturmflut.

Von Ernst Preczang.

Nah am Strande, dicht hinter den niedrigen Bordünen, erhebt sich das hohe, gewaltige Ufer. Viehhundertjährige Buchen breiten hier ihre grünen, schattigen Kronen aus, und alte, knorrige Kiefern mischen ihren würzigen Duft mit dem kräftigen Salzodem des Meeres. Kleine Landhäuser erheben sich im Hintergrunde; ihre roten Dächer lugen nur noch wie schmale, farbige Streifen auf die See hinaus. Und ganz hinten, wo die hohe Düne sich wieder senkt, tief in der Talmulde, lehnt sich Rohrdach an Rohrdach. Hier wohnen die Arbeiter des Meeres, die Fischer.

Ganz vorn aber, am Rande der Höhe, reckt sich schwer, hoch und breit ein Palast empor. Der gehört einem großen Herrn. Einem, der irgendwo im Lande drin zahlreiche Fabriken besitzt, einem, dem Tausende von Menschen dienen. Sie alle schaffen, schaffen mehr, als ihr Brot kostet. Und dieses Mehr fließt in die Taschen jenes Einou. Es sammelt sich dort zu gewaltigen Summen, und eben darum konnte dieser Eine sich ein so großes Stück Erde kaufen, konnte sich ein Schloß auf den höchsten Punkt der Düne setzen. Ein natürlicher Park, die alten Buchen und Kiefern, umgibt das Haus. Und um den Park ließ der Herr dieses schönen Städtchens Erde ein starkes eisernes Gitter errichten, das unten am Strande auf breiter Betonmauern ruhte. Wo früher freie Pfade hinauf und hinunter führten, da versperrte nun dieses Gitter allen den Weg, die nicht zum Hause des Herrn gehörten. Proßige Eisengpfeile reckten sich an den Pforten empor, mit Schildern, darauf in großer Schrift stand: „Privatbesitz! Eintritt streng verboten!“

Darüber murrte wohl mancher, der früher gern auf diesen Pfaden gewandelt war und sich an Wald und Meer erquickt hatte, darüber murkten vor allem die Fischer, die nun einen großen Umweg machen mußten, wenn sie vom Strande nach Hause gehen wollten und umgekehrt.

Der Besitzer lachte darüber. „Es hat mein Geld gekostet,“ sagte er, und das glaubte er wirklich. „Niemand und nichts soll ohne meine Einwilligung hier eintreten!“

Und so, im Bewußtsein seiner Macht, saß er im Sommer oben auf der Veranda vor seinem Palast, blickte beßiglich auf das sonnige, schimmernde Meer hinaus und freute sich seiner lasttragenden Geduld. Und wenn sich einmal ein scharfer Wind erhob, dann schloß er die Veranda und lachte über die Ohnmacht der Wellen, die den breiten Sand überspülten, aber das eiserne Gitter bei weitem nicht erreichten.

Es gab zuweilen Aengstliche in seiner Gesellschaft, die sagten: „Das Meer ist unheimlich auch in seiner Ruhe; denn man weiß nicht, wie böse es werden kann!“ Und mit leisem Schauern und verlorenem Blick setzten sie hinzu: „Wenn einmal —“

Er ließ sie nicht ausrufen und lachte: „Ja, wenn mein Haus da unter stünde! Aber hier oben? Du lieber Gott! Mag das Meer schimpfen, wenn's ihm Spaß macht. Meine Betonmauern sind dick und fest. Außerdem aber,“ er wies lachend auf den eisernen Pfahl da unten an der Pforte: „Privatbesitz! Eintritt streng verboten!“

Da lachten auch die anderen und bewunderten seine Furchtlosigkeit.

Der Sommer verging. Es kam der Herbst und brachte stärkere Winde. Weiter, viel weiter als im Sommer rauschte die Flut über den Strand. Von den Sandburgen der Kinder war schon längst keine Spur mehr. Kalt und eben dehnte sich das sandige Ufer bis zu den niedrigen Bordünen hinaus, auf denen der dürre Strandhafer und hier und da eine verkümmerte Weide im Winde seufzte.

Es wurde Winter, wurde Weihnacht. Schnee rieselte nieder. Tagelang. Warlich wogte die See. Heute leckte sie bis auf die Bordünen hinaus, morgen sank sie wieder wie erwartet zurück.

Eines Tages aber kam ein Mann in langen, schweren Wasserstiefeln aus dem Fischerdörfchen herauf, ging zu dem Pfahl, der unten

am Strande in der Erde steht, und hakte einen großen schwarzen Ball am Mast empor. Da sahen die Fischer nicht hinaus, und die Draußen waren und den Ball vom Wasser aus sahen, hoben ihre Netze und kehrten schleunigst heim; denn alle wußten: Nun kommt der Sturm.

Und am gleichen Tage stampte oben in dem großen Hause auf der Düne das elektrische Licht auf. Der Herr war mit seiner Frau gekommen, um einmal das Winterspiel der Wellen zu sehen. Er stand in der geheizten Veranda und sah mit einem Opernglas auf die bewegte Flut hinaus.

„Wie interessant!“ sagte er. Und seine Frau bestätigte: „Sehr interessant!“

Die Dünung der See war kürzer, die Wellen schwoilen auf, und schauhtiger spritzte der Gischt an den Bordünen empor. Die Abenddämmerung mischte sich mit dem Schnee, der in unzähligen Flockenwirbeln die Luft erfüllte — und plötzlich fuhr ein Schlag gegen das Haus, daß das Gebälk der Veranda wie im Schreck aufschätzte und erbebte. Der Schnee klatschte in Fladen gegen die Fenster und jede einzelne Scheibe erzitterte.

Die Frau des Hauses erschrak und sagte furchtsam: „Die See kommt!“

Er lachte verächtlich: „Meine Betonmauern!“

Und er versuchte hinabzusehen, um das zu schauen, was da vorging. Aber vor seinen Augen tanzte nur ein wildes Heer von Flocken, und die See schien ein einziger Gischt geworden, der mit wilder Wucht heransürmte. Sie lenkte über die niedrigen Bordünen, verschlang sie, löste sie auf und ließ sie unten an der Mauer einen tosenden, tanzenden, gelben Strudel.

Und während unter die See wütete, folgte oben ein Sturmstoß nach dem anderen. Die erste Scheibe brach und fiel klirrend zu Boden; die zweite folgte sofort hinterher, und eine Sekunde später flog ein ganzer Fächer aus dem Rahmen und splitterte krachend ins Haus.

Die Frau schrie auf und flüchtete.

Er folgte ihr stuchend.

Das Licht erlosch. Finsternis umgab sie in allen Räumen.

„Auszug!“ sagte er, rief die Dienerschaft und ließ Kerzen bringen.

Aber der Sturm verfolgte sie.

Mit tausend Häuften hämmerte er gegen das Haus und schüttelte es. Er warf einen Ziegel aus dem Dach und dann einen zweiten. Und als er seine Hand erst hineinstecken konnte, ergriff er gleich ein paar Sparren auf einmal, brach sie in Splinter und posterte damit auf dem Boden umher. Von der Decke des Schlafzimmers stürzte der Kalk und der Kronleuchter wiegte sich hin und her. Der Sturm knickte eine hundertjährige Kiefer und warf sie donnernd gegen das Haus. Er tobte um alle Fenster, heulte im Schornstein und klapperte mit den Türen. Die Düne zitterte von den Schlägen des heranraufenden Meeres, und das Haus bebte von den Grundmauern bis zum Dachstuhl.

„Deht bricht es sich die Zähne an meinen Betonmauern aus!“ lachte grimmig der Mann.

Die Frau lag im Bett und zog die Decke über die Ohren. Und immer, wenn Sturm und Meer mit gewaltigem Anprall an die Düne donnerten, schrie sie leise auf.

Das ging so stundenlang.

Der Schnee klatschte gegen die Scheiben, und Sturm und Meer wurden nicht milde, Sloß auf Stoß gegen die Höhe zu führen. Mit zorniger Ausdauer, mit grimmigem Geduld arbeiteten sie. Ihr Brausen und Toben erfüllte das ganze Haus.

Als es schon gegen Morgen ging, gab es ein fürchterliches Splintern und Krochen und Brechen.

Der Mann fuhr von der Chaiselongue auf und schrie:

„Die Veranda ist eingestürzt!“

Der Boden wankte, und im nächsten Augenblick brach ein Hagel von Kalk, Steinen, Brettern und Balken durch die Decke des Zimmers.

Das hatte ein fallender Schornstein getan.
Die Frau war aus dem Bett gesprungen und klammerte sich schreiend an ihren Mann.
Der stand mit großen, entsetzten Augen an der Wand und starrte auf das Bod in der Decke.
„Der Sturm ist im Haus!“ sagte er.
Dann liefen sie schreiend hinaus und riefen nach der Dienerschoft und nach dem Auto.

Als die See und der Sturm ausgetobt hatten, breitete sich freundlicher Sonnenschein über Flut und Land. Und nun sah man: das Meer hatte den Strand frei und gleich und eben gemacht. Und der Sturm hatte gestürmt und gebrochen, was alt und morsch und schwach gewesen war. Und was sich ihnen eigensinnig entgegen-gestemmt hatte, das hatten sie aus dem Wege geschleudert. Ein eisernes Gitter liegt dort, das ist verlogen und zertrümmert, als wäre es aus Streichhölzern gemacht. Die Betonklöße hatte die See aus dem Dünenfande gewaschen und hat ein wenig Fangball damit gespielt. Sie bilden keine Mauer mehr; sie sind ein zerbröckeltes Hausen von Trümmern. Sie hat tiefe Löcher und Schlüfte in das hohe Ufer gefressen, hat alte Bäume bei den Wurzeln gepackt und sie in den tobenden Gischt geschleudert. Ein Teil des Hauses ist niedergebrosen, und der Rest wird bald nachstürzen. Er hängt über der Tiefe. — —

Unten an ihrem kleinen Hasen fanden die Fischer ein Etwas, das sie mühsam aus dem Sande graben mußten. Sie richteten es auf. Es war ein armstarker Eisenpfahl; er stak noch in einem Betonkloß und war trumm wie ein Fißbogen. Er hatte lange proßig an der Pforte gestanden; nun aber verharrte er in einer tiefen Verbeugung vor der Macht der Elemente. Und auch ein Stück von dem Schäd war noch daran. Ein Stück nur. Und einer las: „Privatbesitz — — verboten!“

Da sahen die Fischer einander an und lächelten.

Gerrit Engelke.

(Gefallen im November 1918 in Frankreich.)

Von Walther G. Dschilewski.

Sechs Jahre sind seit dem Weltkrieg vergangen — aber noch heute wünschen wir, daß es endlich Zeit sein würde, den Frieden zu wollen.

In diesen Tagen erinnert sich eine junge proletarische Welt des Arbeiters und Dichters Gerrit Engelke, der noch kurz vor Wasserstillstand in einem der tausend unbekanntem Bazarett Frankreichs dahinstarb, nachdem er vier Jahre unter dem höllischsten Feuerregen die fleischerne Mauer bildete, die sich die Völker dies- und jenseits aufgerichtet hatten. Mit ihm ist eine Kraft verloren gegangen, die die zuverlässigste Aussicht für die Manifestation einer neuen Menschheitsgemeinde bedeutete. Aber nicht nur ein Leben verlosch; eine ganze Generation verlor durch seinen Tod den Anschluß und versuchte vergeblich aus Raffeehäusern, aus welkenden Ideen und starrem Individualismus sich einen Leib zu formen, der die Linde des Jahrhunderts und der Zukünftigkeit tragen sollte. Es erschreckt nicht, daß es nicht gelang. Revolutionäre Epochen, in denen sich das fahle Gestein am trotzen Granit der neuen Lebendigkeit schlägt, sind nicht immer geeignet, auch revolutionäre Genies hervorzubringen. Die Psychologie der Kunst, die psychologische Betrachtung jeder Geschichtsentwicklung zeigt, daß Talente zweiter und dritter Garnitur mehr in Zeiten autonomer Freiheitsproklamierung herangezögelt werden, als das eine Geschlecht, das ohnehin schon in der Auswahl seiner Propheten und Deuter sparsam zu sein hat, von Nutzen sein könnte. Wenn sich in Engelke aber doch alle Elemente sammelten, die uns erkennen lassen, welche elementare Intuition eines Schöpferwillens mit der werkenden Baukraft der Sprachformung hier verbunden war, und wir so recht erkennen, welche große bedeutungsvolle Erscheinung uns in Engelke so früh verloren gegangen ist, so ist dies weniger ein Widerspruch zu der oben genannten tragischen Feststellung, als ein Beweis von der Ankündigung eines neuen Jahrhunderts, das uns neben den Veränderungen im materiellen Sein der Völker auch die Einmaligkeit eines großen Menschen schickt. Gerrit Engelke war so eine Einmaligkeit: ein Sendbote.

Wenn nun eine aufsteigende Klasse, wie es das Proletariat eine ist, wenn darüber hinaus eine ganze junge Welt diesen sprachschöpferischsten Vertreter der europäischen Literatur als den ihrigen in Anspruch nimmt, dann ist dies nicht allzu verwunderlich; es wird dadurch gezeigt, daß sich eine neue Mannschaft den gesunden Blick bewahrt hat, Einmaligkeiten und Verwandtschaften eben als solche zu bezeichnen.

Die Identität mit der Seele Gerrit Engelkes herzustellen, gehört nicht zu den Schwierigkeiten — der zukunftsdrängende Wurf seiner Sprache, die demutsvolle und dann wieder stolz beherrschende Hingebetheit an den ewigen Rhythmus der Erde, das jubelnde Ja zu dieser Zeit interpunktieren das Gesicht des deutschen Arbeiters. Des Arbeiters, der seine Heimat nicht vergaß, die ihn als ihren Sohn erhob, des Arbeiters, der aus den vergitterten Gefängnissen dieser Zeit ausbricht und die Erde als sein herrliches Eigentum aus dem Fallkorbe des unsagbaren und namenlosen Gottes nimmt.

Mögen auch vorher schon andere Dichter, die das Zeichen der unfreien Arbeit und des Zwanges der Gegenwart auf der Stirn tragen, Bildner und Känder der proletarischen Menschheit gewesen sein: sie waren jedoch — neben reiner und edler Absicht — nicht mehr und nicht weniger als schlechte oder gute Jöglinge großer und größter Geister. Die Geschichte der deutschen Arbeiterdichtung wird sicher einen Mag Barthel, Karl Bröger, Heinrich Versch zu nennen haben — eine Kulturgeschichte vom Ausmaß eines Weltspiegels wird aber ohne eine Widmung für Gerrit Engelke nicht existieren dürfen.

Es kann in einem Nachruf, in dem die stumme Andacht einer gedenkenden und dankenden Generation liegt, nicht von einer literarischen Erscheinung die Rede sein. Diese Reklametätigkeit überlassen wir getrost den Literaturprofessoren vom Format eines Adolf Bartels und Gustav Roethe, die sich auch bei dieser Gelegenheit einmal der dilettantischen, eichenrauchenden Kriegsdichterprostitution annehmen sollten; eine Pestbule, die nicht wenig zur Kriegsspychase beiträgt und beigetragen hat. Nur der Hinweis auf das unglückliche Gesicht der deutschen Gegenwart und des ganzen europäischen Kulturkreises, gleichzeitig aber der Hinweis auf Hoffnung, heißt uns diese schöpferischen Vertreter deutschen Arbeiterturns preisen, da er wie kein anderer vordem den neuen Geist eines durch Staub und Qual des Krieges und des Aufbaues gegangenen Volkes in einem gewaltigen symphonischen Bekenntnis zum Ausdruck gebracht hat. Die Reihe der Intellektuellen, die sich durch die gleiche Gläubigkeit auf das Engste verbunden fühlen, und die sich hindurchgerungen haben zum gewaltigen Heerestrost des arbeitenden Volkes: Sternheim, Raquet, Kaiser, Winkler, um nur einige zu nennen, sie alle finden in dem Arbeiter Engelke ihren menschlichen Freund und Bruder, wie er in den großen Meistern Beethoven, Döhmel, Hodler, Strindberg, Whitman seine Freunde und Brüder fand.

Die deutsche Arbeiterbewegung, die nicht allein ihre Partekonfession zur Fahne erhebt, sondern ihr ganzes Bollmenschen-tum der Stimme der Zukunft gibt, die deutsche proletarische Jugend, die aus den Sentimentalitäten des Ungefährens ins verantwortungsvolle Mannestum erwachsen will, beide sind bereit, unter Engelkes brausendem Weltgesang zu marschieren. Wenn sie sich heute erinnern, so ist dies das gute Zeichen für die Fortsetzung ihres gläubigen Beglommens, das seit fünf Jahren wenigstens angehoben hat.

Das einzige Buch, das Engelke ihnen hinterlassen hat („Rhythmus des neuen Europas, Gedichte“, Eugen Diederichs, Jena), das Buch der qualmenden Fabriken, der stampfenden Maschinen, der Westfalen und Abgaben des Krieges, das Buch aus Luft, Strom, Waldbllig und Liebe soll ihr Jahrbuch sein. Wessen Jahrbuch? Nicht allein Deutschlands, nicht allein Europas — das Jahrbuch des Weltvolks der ganzen Erde!

Diebesdummheit und Diebesgier.

Beide sind sprichwörtlich. Die Quelle der Dummheit der Gier ist wohl auch oft die Dummheit; die Quelle der Dummheit die geringe Intelligenz, die geistige Minderwertigkeit. Die Folgen der geistigen Minderwertigkeit macht diese Menschen unfähig, gleich andern, den Kampf um Dasein zu führen und läßt sie zu Dieben werden. . . . „Internationale“ Taschendiebe aber, die so wenig Captus besitzen, daß sie, wie neuerlich gemeldet wurde, erst am Tage nach der Tat von der Aufbewahrungsstelle ein Rad abholen, das auf die von ihnen entwendete Quittung lautet, wird allerdings eine Seltenheit. Sie haben ohne Zweifel die ganze ehrenwerte Gilde der internationalen Taschendiebe bis aufs tiefste blamiert. Sie werden sich wohl alle — die Ungarn und die Polen, die Galizier und die Deutschen — an den Kopf gefaßt und gefaßt haben: Solche Idioten! — und werden geschworen haben, ihrerseits nie so plump hineinzufallen. Leicht gefaßt: geschworen haben — sind denn Schwüre auch bei „ehelichen“ Leuten nicht dazu da, gebrochen zu werden? Wenn einen Leidenschaft, Leichtsinn, Gier packt — was helfen da alle Schwüre der Welt? — Ja, die Gier . . . wie oft ist die schon einem zum Verhängnis geworden! Da kann ein Dieb zu seinem größten Leidwesen nicht alle Herrlichkeiten auf einmal mitnehmen. — Er kommt zur Einbruchsstätte zurück und wird festgenommen. Ein anderer kann sich von den gestohlenen Kleinigkeiten — sie können noch so wertlos sein — nicht trennen und wird so der Tat überführt. Dr. Wuffen erzählt von dem Raubmörder Karl Otto Neumann, der im Jahre 1907 in Leipzig die Marktwebersfrau Kothberg strangulierte hat. Er hatte 70 M. und eine völlig unscheinbare Sparbüchse gestohlen. Die behielt er und sie wurde ihm zum Verhängnis. Besonders akurate Diebe führen Tagebuch und liefern so unter Umständen selbst das Material gegen sich. Andere wieder, bis zur Stupidität unachtsam und leichtsinnig lassen die größten Spuren hinter sich und spielen sich so selbst mit der größten Leichtigkeit in die Hände ihrer Häsher. Dann wieder todt es sie unwiderstehlich an den Tatorn zurück, wo sie auch ergriffen werden. Hin und wieder lassen Einbrecher gewissermaßen Wissenarten an der Stätte ihres erfolgreichen Einbruchs: im zurückgelassenen alten Rock findet man den Paß des Diebes — natürlich behauptet er, der Paß sei ihm gestohlen, der Rock habe ihm nie gehört. Ueberhaupt: man gehe nur in den Gerichtssaal und höre zu, wie sich die Angeklagten verlobigen. Selbstverständlich: der Angeklagte darf selbst das Blaue vom Himmel herunterlügen — das nennt man Selbstschuß. Aber unwillkürlich fragt man sich: ist er ein Idiot oder hält er die Richter und den Staatsanwalt für Idioten? Der Verteidiger muß natürlich seinem Klienten glauben — allerdings, wenn es hinter seinem Rücken in dem Munde des Angeklagten zu Wort herzugehen beginnt, da bleibt ihm doch nichts anderes übrig, als eine gewisse Distanz zwischen sich und ihm zu schaffen. — Schon

aus Gründen des gesunden Menschenverstands. Am schlimmsten ist es aber, wenn der Angeklagte sich vom Verteidiger nicht belehren lassen will, wie er seine Verteidigung einrichten soll. Ist er nicht klüger als seine Verteidiger? Schließlich wissen ja auch seine Berufskollegen im Gefängnis am besten, wie man sich auf der Anklagebank zu verhalten hat und haben ihn dementsprechend instruiert. So macht er es auch.

Die Dummheit des Verbrechens ist das Glück des Bürgers und der Polizei. Schön würden beide aussehen, wenn alle Diebe und Hochkapitel intelligent wären. Es genügt schon, daß manche von ihnen es sogar in sehr hohem Grade sind. Die brauchen sich ja von diesen Zeiten nicht getroffen zu fühlen. Ihnen sollen ein anderes Mal einige warme gewidmet werden.

Goethes Honorare.

Goethe ist in der glücklichen Lage gewesen, daß er nicht auf die Erträgnisse seiner Schriftstellerei angewiesen war, um sein Leben zu fristen, aber nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade deshalb hielt er recht sehr auf gute Honorare und hat besonders in seinem Alter stattliche Summen eingenommen, nachdem er als junger Mensch allerdings mit Verlegern und Nachdruckern schlimme Erfahrungen gemacht hatte. Das Kapitel der Beziehungen Goethes zum Buchhandel behandelt Dr. Frh. Wolf Hünic in einem Aufsatz „Goethe und seine Verleger“, der im neuesten Heften bei der Dieterichschen Verlagshandlung erschienenen „Goethe-Kalender“ steht. Der junge Leipziger Student trat zu den alteingesessenen Verlegern Reich und Breitkopf in nähere Beziehung, indem er in ihren Häusern gesellschaftlich verkehrte. Sein erstes selbstständig erschienenen Werk, die „Neuen Neger“ sind zur Michaelismesse 1769 von Breitkopf veröffentlicht worden. Später aber gab Goethe, von seinem geschäftseifrigen Freund Merck dazu verleitet, im Selbstverlag heraus und machte damit recht schlechte Erfahrungen. Daß seine ersten kleinen Schriften, die ohne Namen des Verfassers erschienen, nichts einbrachten, ist begreiflich. Aber auch der „Göt“, der großes Aufsehen erregte, brachte so wenig, daß Goethe sich genötigt sah, Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen, worauf er ihn hatte drucken lassen. Er bemühte sich selbst um den Absatz des Dramas, schickte an gute Freunde Exemplare, aber den Gewinn hatten die Nachdrucker. Immerhin war der Dichter jetzt so bekannt, daß der Leipziger Verleger Wegand ihn um ein Manuskript ersuchte. Goethe hat bei ihm den „Clavigo“, das „Neueröffnete moralisch-politische Puppenpiel“ und den „Werther“ erscheinen lassen. Der ungeheure Erfolg dieses Romans führte zwar zu Neuauflagen, aber auch hier verdienten nur die zahllosen Nachdrucker an der Beliebtheit der Dichtung. Goethe hat erst für die 1824 erschienene „Jubiläum-Ausgabe“, die den 50. Geburtstag der Dichtung feierte, ein anständiges Honorar erhalten, nämlich 50 vollwertige österreichische Dukaten und 24 Freieigenplare. Wegand hat übrigens, wie fast alle Verleger Goethes zu dessen Lebzeiten, von seinen Werken Doppeldrucke herstellen lassen, die meist nur an ganz geringen Kleinigkeiten kenntlich waren und von deren Dasein Goethe nie etwas erfuhr. Als er, der bereits berühmte Dichter, die ersten 10 Jahre seines Weimarer Wirkens fast vollkommen schwieg, da fielen die Nachdrucker über seine bereits veröffentlichten Dichtungen her, und besonders einer von ihnen, Himbürg, hat durch Goethesche Werke eine unverdiente Unsterblichkeit erlangt. Daß er sich erbot, dem Dichter, an dem er so gut verdiente, als Geschenk etwas Berliner Porzellan und einige Süßigkeiten zu senden, konnte dieser nur als schamlose Frechheit empfinden.

Wenn Goethe nach solchen Erfahrungen seinen Verlegern gegenüber mißtrauisch und eigenförmig war, so ist das nicht zu verwundern. Der Berliner Buchhändler Mylius stöhnte darüber, daß er ihm für eine „so kleine und nicht so sehr interessante Pöcche“ wie die „Stella“ 20 Taler zahlen sollte und meinte, er werde dann für das folgende Stück 50 Taler und für den „Faust“ gar 100 Louisdors verlangen. Als sich Goethe dann zu einer eigenen Sammlung seiner Schriften entschloß, trat er mit dem Verleger Göschen in Verbindung, der ihm für die 8 Bände ein Honorar von 2000 Reichstalern in Louisdors zahlte, wozu Vertuch bemerkte: „Sie haben die Schraube sehr scharf angezogen.“ Die gespannten Beziehungen zwischen Goethe und Göschen führten zum Bruch, als der Verleger es ablehnte, Goethes „Metamorphose der Pflanzen“ herauszubringen. Die Ausgabe seiner „Neuen Schriften“ ließ Goethe bei dem Berliner Joh. Fr. Unger erscheinen, der auch bereits den schönen Sonderdruck des „Königlichen Karnevals“ gebracht hatte. In dieser Ausgabe wurde für den Druck von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ zum erstenmal die so berühmte gewordene neue Schrift Ungers, die „Unger-Straktur“, verwendet. Als der Buchhändler Bieweg den Dichter um einen Kalenderbeitrag bat, bot er ihm „Hermann und Dorothea“ an; das von ihm geforderte Honorar nannte er in einem versiegelten Bilette und bat den Unterhändler Böttiger, das Bilette erst zu öffnen, wenn der Verleger sein Angebot gemacht habe. Sollte die Forderung Goethes höher sein, so sei das Geschäft abzulehnen. Goethe hat diese eigenartige Form der Verhandlung noch öfters gewählt. Biewegs Gebot traf mit Goethes Forderung genau zusammen, und so erhielt er für „Hermann und Dorothea“ die bedeutende Summe von 1000 Taler in Gold. Bieweg kam aber auf seine Kosten, indem er das Büchlein sehr reizvoll ausstattete und, da es hauptsächlich für Damen bestimmt war, ein Messerchen und eine Schere als Zugabe beifügte. Durch Schiller kam dann Goethe mit Cotta in Verbindung, dem er bis zu seinem Lebensende treu blieb. Von Cotta hat er hohe Honorare empfangen, so für die

ersten 40 Bände der „Ausgabe letzter Hand“ ein Grundhonorar von 60 000 Reichstalern. Freilich war damals Goethe bereits von Verlegern reich gesucht. Der Breslauer Buchhändler May soll ihm 110 000 Taler für diese Ausgabe, Brodhaus 70 000 Taler, der Weimarer Buchhändler Hoffmann 50 000 Gulden mehr als Cotta geboten haben.

Wie Malte, der Knecht, sich malen ließ.

Von Hubert Pastari.

Gegenüber von Lauterbach, dem kleinen, eine halbe Stunde von Putbus entfernten rügenischen Küstenorte, liegt eine kleine Insel, die der Bilm heißt. Mit dem Dampfer, der in den Sommermonaten dort verkehrt, ist der Bilm in etwa einer Viertelstunde von Lauterbach aus zu erreichen und deshalb heute auch, nachdem dort im Ausgang des vorigen Jahrhunderts ein Hotel erbaut worden ist, dank seinen reichen landschaftlichen Schönheiten eine beliebte Sommerfrische. Im Winter jedoch schlummert das im übrigen unbewohnte Inselchen in einer weltentrückten Märcheneinsamkeit.

In früheren Jahrzehnten veranstaltete der Fürst von Putbus, der Besitzer des Bilm, gelegentlich Jagden auf der Insel. Auf seine Anordnung hin hatte die Pflanzengesellschaft auf dem Bilm einen richtigen Urwaldcharakter beibehalten. Im fürstlichen Saale, der neben dem Forsthaus erbaut worden war, wurde dann immer ein kleines Jagdfrühstück eingenommen. Der Saal und das Forsthaus stehen noch heute und sind den Baulichkeiten des Hotels angegliedert.

Etwas gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts entdeckten einige Maler die eigenartigen landschaftlichen Reize des Bilm und nahmen, angezogen durch den majestätischen, wild wuchernden Baumbestand, die sich zum Meere abfallende Dünenbildung und den lieblichen Strand mit seinem weiten Ausblick auf den Greifswalder Bodden, Aufenthalt auf der Insel, um hier, fern von Zivilisation und Badereisenden Anregungen für ihr Schaffen zu suchen. Es war ein sehr fröhliches Künstlerbüchlein, das damals die Weltabgeschiedenheit des Bilm mit seinem heiteren Treiben erfüllte. Die mit jedem, schmissigem Schwünge auf die Kaltwände des fürstlichen Saales hingeworfenen Malerzügen zeugen noch heute, nur wenig verblaßt, von den ersten Sommergästen des Bilm.

Inmitten der erhabenen Urwaldromantik hatte einer der Maler einen ungefügen, aus rohen Steinblöcken aufgeschichteten Backofen entdeckt, der fast wie ein Opfaltar aus heidnischer Vorzeit anmutete. Der Backofen mit seiner phantastischen Umwelt bot dem Maler ein überraschend wirkungsvolles Motiv. Um dem Bilde, das daraus entstehen sollte, jedoch die rechte Lebendigkeit zu verleihen, mußte noch ein Modell gefunden werden, ein Mann, der vor dem Backofen stand und gerade im Begriff war, den fertig gekneteten Brotteig hineinzuschieben.

Schließlich verfiel der Maler auf Malte den Knecht aus dem Forsthaus. Der wehrte zunächst mit komischem Entsetzen ab. Wie könne er, ein gewöhnlicher Knecht, sich von so einem berühmten Künstler malen lassen! Ueberhaupt sei er den ganzen Tag beschäftigt und habe keine Zeit, noch Modell zu stehen.

Der Maler redete ihm gut zu. Gerade Malte sei für sein Bild am besten geeignet. Er wolle das Bild am Sonntag malen, wenn Malte freie Zeit habe. Malte brauche nichts weiter zu tun, als nur in einer bestimmten Haltung und Gebärde vor dem Backofen zu stehen. Und als der Knecht sich noch immer bedenklich zeigte, sagte der Maler mit Nachdruck: „Sie bekommen eine Mark süßzig für die Stunde.“

Dem Knechte verslug der freudige Schreck beinahe die Sprache. Bloß dassehen sollte er und dafür so einen Haufen Geld bekommen? Als der Maler aber ganz ernsthaft sein Angebot bestätigte, konnte Malte der Ladung nicht mehr widerstehen. Es wurde verabredet, daß der Knecht sich am nächsten Sonntag, vormittags um 9 Uhr, vor dem Backofen einfinden möge.

Der Maler kam zur festgesetzten Stunde nach der vereinbarten Stelle und bemerkte schon von ferne mit steigendem Verger, daß ein elegant gekleideter Herr vor dem Backofen auf und ab ging. Der unwillkommene Störenfried mußte unbedingt entfernt werden. Auf einmal wandte sich der Herr dem herantretenden Maler zu, und der Maler blickte verblüfft in das freudestrahlende Gesicht des Knechtes.

Wenn einer sich malen läßt, hatte Malte gedacht, so ist das mindestens ein ebenso festliches Ereignis, als wenn einer sich fotografieren läßt. Schon in aller Herrgottsfrühe hatte er ein Segelboot nach Lauterbach losgemacht, war nach Putbus gewandert, hatte sich von seinem dort wohnenden Schwager einen pfeifernen Sonntagsgang ausgeborgt und sich vom fürstlichen Hofbarbier rasieren und frisieren lassen. Und jetzt war er blickhafter genug, um sich von Künstlerhand verewigen zu lassen.

Der Maler konnte ein helles Lachen nicht unterdrücken. Es wurde ihm sehr schwer, dem Knechte begreiflich zu machen, daß er ihn gerade nur in seinem Alltagskleid — je schäbiger und verstaubter, desto besser — als Modell gebrauchen könnte. Maltes Gesicht wurde länger und länger. Schließlich packte ihn die Rut, und er fuhr heraus, der Maler habe ihn nur zum besten haben wollen, und er habe die ganze Geschichte satt, und der Maler möge sehen, woher er ein Modell bekommen könne.

Der Maler hat den Knecht aber schließlich doch noch so, wie er ihn haben wollte, auf sein Bild bekommen. Es war ein schweres Stück Arbeit — nicht für den Maler, aber für den Knecht. Und als das Bild endlich fertig geworden war, entrang sich Malte der Stoffseufzer:

„Vieher will ich für eine Mark süßzig zehn Stunden lang schuften als eine Stunde lang stillstehen.“

Was man beim Köpfen empfindet. Der bekannte Forschungsreisende A. Henry Savage-Landor, dessen spannendes Reiseverfasser auch bei uns viel verbreitet ist, hat soeben ein neues Werk erscheinen lassen: „Uleberal — Die Memoiren eines Forschers“. Er erzählt hier neue dramatische Abenteuer aus Tibet, das er zweimal zu einer Zeit bereist hat, da die Anwesenheit eines Europäers nur mit größter Lebensgefahr möglich war. Unter diesen Abenteuern schildert er auch eins, in dem er erzählt, was er „beim Köpfen empfinden hat“. Er war gefangen genommen worden, und das Volk forderte seinen Tod. „Die wütende Masse schrie nach meinem Leben.“ schreibt er. „Das ganze Tal dröhnte wider von dem fürchterlichen Geschrei: „Ta kassalon! ta kassalon!“ (Tötet ihn! tötet ihn!) Eine rotflühende Eisenkugel wurde mir so nahe vorgehalten, daß meine Augenbrauen und Wimpern abgefengt wurden. Dann hielt man mir ein geladenes Gewehr dicht an den Kopf und schloß ab. Darauf wurde dem Hentler ein auf beiden Seiten geschlossenes riesiges Schwert überantwortet. Der Hentler trat langsam auf mich zu, hob das Schwert mit beiden Händen, senkte es langsam bis zu meinem Nacken, wie um die Entfernung für einen wirklichen Streich abzumessen, dann hob er das Schwert wieder und ließ es mit aller Wucht herunterfallen. Die Spitze des Schwertes streifte meinen Hals und ging gerade unter meinem Kinn vorbei, ohne es zu berühren. Noch einmal führte er diese unangenehme Bewegung an der anderen Seite meines Halses aus. Das Schwert riss so dicht an meinem Nacken vorbei, daß es kaum einen viertel Zoll entfernt gewesen sein kann. Ich konnte gar nicht begreifen, was mit mir vorging, und ich glaubte das erstmal wirklich, daß mir der Kopf abgeschlagen sei. Ich war überrascht, als ich nach dem fürchterlichen Schläge noch alles vor mir sah und die teuflische Musik der Lamas hörte. Das zweitemal hatte ich mich von meinem Ersauern noch nicht erholt und wurde daher weniger erschreckt. Die Lamas und das Volk forderten nun meinen Kopf, aber der Bomba vertogte die Hinrichtungsleute, damit zunächst meine Leute und ich gemartert werden könnten. Später erfuhr ich, daß diese peinliche Schwertübung des Hentlers in Tibet üblich ist, weil der Nachrichten die große Geschicklichkeit zeigen will, mit der er das schwere Rüstschwert handhabt.“

Polnische Teppiche. Die polnischen Teppiche hatten im 17. und 18. Jahrhundert einen großen Ruf. Sie wurden damals zuerst in Ostpolen, später auch in Masowien und Klempolen gewebt, besonders auf den Besitzungen der großen Magnaten. Die Gattin des schwarzen Koniepski, der 1627 in türkische Gefangenenschaft geriet, war, begab sich nach Konstantinopel, um ihren Mann durch Zahlung eines Lösegeldes zu befreien. Während ihres Aufenthalts erlernte sie die Kunst des Teppichwebens und führte sie später in Polen ein. Gegenwärtig gibt es Teppichwebereien in Lemberg, Zatorpaz und Hentrow. Bei dieser Arbeit sind meist Frauen beschäftigt. Auf den Ostmeeren in Lemberg haben die Teppiche des Interesses ausländischer Besucher erregt, die den größeren Webereien Aufträge erteilten. Die Herstellung von Teppichen hat seit 1920 in Galizien einen Aufschwung genommen.

Naturwissenschaft

Wie schwer sind die größten Tiere? Als Riesen pflegt man diejenigen Tiere zu bezeichnen, deren Gewicht mindestens 1000 Kilogramm (eine Tonne) erreicht; die Zahl der Tiere, die dieses Gewicht aufweisen und mitunter gewaltig übersteigen, ist größer als man gewöhnlich annimmt. Genaue Gewichtsbestimmungen sind in den meisten Fällen allerdings nicht möglich, da entsprechend große Wagen am Ort der Erlegung fehlen. Auf Grund der Längenmessungen und Vergleichen kleinerer Exemplare kann indessen das Gewicht eines Riesen mit genügender Genauigkeit errechnet werden. Mit Hilfe dieser Methode hat der Physiologe Prof. Müller neuerdings zahlreiche Gewichtsbestimmungen ausgeführt, die von allgemeinem Interesse sind. — Unter den Wirbellosen sind Riesenformen selten; die auf dem Boden der Tiefsee im stillen Wasser lebende Riesenkrabbe, deren Stelzbeine eine Spannweite von 6,5 Meter haben, erreicht ebensowenig wie die Riesenschnecke, deren Schalen 150 Kilogramm wiegen, das Gewicht von 1 Tonne, der unteren Gewichtsgrenze der „Riesen“. Dagegen sind gelegentlich riesenhafte Tierreste beobachtet worden, die ohne Arme eine Länge von 5 bis 6 Meter aufwiesen. Derartige Riesenkrabben sollen das Gewicht eines Elefanten erreichen — es wird auf 2,5 bis 5 Tonnen geschätzt. Unter den Wirbeltieren sind echte Riesen außerordentlich häufiger; zahlreiche Fische zeichnen sich durch große Werte in Länge und Gewicht aus. Am schwersten dürfte der Hai bei einer Länge von 16 bis 20 Meter mit 50 bis 100 Tonnen sein. Der auch weit über 10 Meter Länge messende Riesenhai hat ein Gewicht von 20 bis 50 Tonnen, der 6 bis 8 Meter lange Eisbaal bis 6 Tonnen, der Walrosshais bis über 5 Tonnen. Unter den Amphibien und den heute lebenden Reptilien sind keine Riesen vorhanden, Vögel haben überhaupt keine eigentlichen Riesenformen hervorgerufen, denn der Strauß wiegt nur 125 Kilogramm, und der ausgestorbene Riesenvogel von Madagaskar hat höchstens 750 Kilogramm erreicht. — Die schwersten Tiere finden sich schließlich unter den Säugern. Schon schwere Rassen des Hausrindes, ferner Bison und Elefantilope wiegen etwa 1 Tonne, Auhipferd und Nashorn 2 bis 3 Tonnen. Die größten gemessenen Elefanten hatten eine Schulterhöhe von 3 bis 3,5 Meter und ein Gewicht von 6 bis 8 Tonnen. An der Spitze stehen schließlich die

Wale; schon kleinere Formen übertreffen den Elefanten, wie der Schwerwal mit 7 bis 8 Tonnen, Döbling 10 bis 12 Tonnen, Seehwal (12 bis 15 Meter) 23 bis 45 Tonnen. Die großen Formen stellen gewaltige Massen an Fleisch, Fett und Knochen dar; meist wird aber ihr Gewicht viel zu niedrig geschätzt, wie die Berichte von Walfängern zeigen. Der Nordwal von 17 Meter Länge wiegt über 100 Tonnen, der Finnwal von 24 bis 25 Meter Länge etwa 200 bis 240 Tonnen, der Grönlandwal mit 22 bis 24 Meter Länge etwa 300 Tonnen, und das schwerste Tier der Erde ist schließlich der Blauwal, der bei einer Länge von 30 bis 33 Meter Länge ein Gewicht von 350 bis 480 Tonnen erreicht! So schwant das Gewicht der Säugetiere zwischen 3,7 Gramm (Zwergfledermaus) und 480 Tonnen.

Fische und Schiffsahrt. Es ist eine interessante Tatsache, daß sich manche Fische in bestmöglicher Weise an die Schiffsahrt angepaßt haben und aus ihr Vorteil ziehen. Früher fand man den sogenannten Schiffschalter, ein mit einer mächtigen Saugsaughe dicht hinter dem Kopf versehenen Fisch, nur an Wälen, großen Knochenfischen und Schildkröten angelangt. Er läßt sich von diesen Tieren umherirren, um auf diese bequeme Weise zu seiner Nahrung zu gelangen. Seit einigen Jahrzehnten trifft man dieses Tier — wie schon sein Name sagt — fast nur noch an Schiffen an. Es hat seine ursprüngliche Lebensweise geändert, weil ihm die Schiffe bessere Lebensmöglichkeiten zu bieten scheinen als seine früheren „Fahrzeuge“. Sobald Abfälle über Bord geworfen werden, verläßt der Schiffschalter seinen Ruheplatz und stürzt sich auf die Nahrungsbrocken. Stets kehrt er dann wieder an den Schiffsrumpf zurück und läßt sich so durch die Meere tragen, mühelos dabei seine Nahrung findend. Neuerdings gibt auch der Löffelisch seine frühere Lebensweise immer mehr auf. Als außerordentlich schneller Fisch folgt er den Schwärmen der Haie und Wale um an ihrer Mahlzeit teilzunehmen. Jetzt wird er immer häufiger beim tagelangen Verfolgen von Seeadampfern angetroffen, von deren Abfällen er lebt. Eine Geschwindigkeit von 15 Knoten scheint ihm keine Schwierigkeiten zu bereiten.

Kulturgegeschichte

Seit wann kennt man das Glas? Die Glasfabrikation in Ägypten muß bereits um 1600 vor Christus ausgebildet gewesen sein, weißer Schmuckstein aus Glas und bildliche Darstellungen von Glasbläsern auf Sarkophagen aus jener Zeit Zeugnis ablegen. Im Abendland war die Glasfabrikation zuerst bei den Griechen bekannt. Die Römer lernten das Gewerbe von den Phöniziern, von denen sie eine Zeikang sogar einen Tribut in Glas erhoben. Unter Alexander Severus, der 222 bis 235 n. Chr. regierte, finden wir in Rom bereits so viele Glasfabriken, daß ein besonderes Gesetz sie in ein eigenes Stadtviertel verwies, weil sich die Einwohner über den sie belästigenden Hüttenrauch beschwert hatten. Gegen Anfang des 13. Jahrhunderts kamen die Venezianer Glaswaren in besonderen Ruf. Die von Benedikt geheim gehaltene Kunst gelangte aber im 16. Jahrhundert nach Böhmen. Von hier verbreitete sie sich dann über Deutschland, Frankreich und England. Aber schon vorher war die Glasfabrikation in Deutschland bekannt. Die deutsche Glasfabrikation verstand sich namentlich auf die Herstellung farbiger Gläser, wie die farbigen, aus dem Mittelalter stammenden Kirchenfenster heute noch dartun.

Völkerkunde

Die Höhlenwohnung der Opaljäger. Die seltsamen Wohnungen und Arbeitsformen der Opaljäger von Coober Pedy in dem „Stuartgebirge“ Australiens schildert Dr. Frederic Wood Johns, ein Professor an der Universität Adelaide, in seinen soeben erschienenen „Unwissenschaftlichen Essays“. „Es scheint eine merkwürdig ungewohnte Welt“, schreibt er, „denn obwohl man Spuren menschlicher Tätigkeit überall findet, so gibt es doch keine Häuser, keine Stütten noch Zelte. Wir müssen von der gewöhnlichen Welt, in der Menschen in Häusern wohnen, in ein seltsames Reich herniedersteigen, wo Menschen in Felslöchern hausen. Sonst bauen die Menschen überall ihre Häuser und schmücken die Wände mit ihren Schätzen; in Coober Pedy aber bauen die Menschen ihre Wohnungen in den Felsen und finden Schätze an den Wänden. In einer solchen Felsenwohnung der Opaljäger, die aus drei Zimmern und einer hübschen Küche besteht, gibt es gute Betten, Kleiderkasten und allen möglichen Komfort. Aber das Merkwürdigste, was man in dem Kerker sehen erblickt, das ist ein schwarzer Streifen von schillernder Leuchtkraft, eine glänzende, fremdartig wirkende Ader im Gestein, an der man Spuren der Arbeit entdecken kann. Und dieses Band, nicht breiter wie ein Streichholz, ist die Ursache dieser merkwürdigen Höhlenwohnungen, ist die Schutzsucht und Heißung der Menschen, die hier im Dunkeln leben, ist eine dünne Ader von Opal. Der Opal, diese wundervolle, rätselhafte, kostbare Edelstein, ist kein Kind des Lichts, sondern tief begraben in den Felsenhöhlen von Coober Pedy. Darum wohnt sich hier das ganze Leben unter der Erde ab; darum lebt diese kleine Gemeinschaft im Dunkel, abgesperrt von den Freuden der Oberwelt. Es sind gegenwärtig etwa 50 Opaljäger, die hier hausen und eine einzige Frau. Sehr verschiedenartig ist ihr Schicksal. Es gibt Männer, die hier schon seit Jahren arbeiten, ohne auf die geheimnisvolle Lichtader gestrichen zu sein, und es gibt andere, die nach wenigen Wochen Opale im Werte von vielen 1000 Pfund gewonnen haben und jedem Besucher in ihrer Höhle stolz das veredelt glänzende Band zeigen, das ihnen noch größeren Reichtum verspricht.“